

Einsamkeit,

liebe Kolleginnen und Kollegen,

ist kein Thema für die Soziologie? Doch, ist es.

Man erkennt dies etwa an den Versuchen in der Ökonomie, von Robinsonaden auszugehen. Dabei geht es darum, Ressourcen und Präferenzen in unterschiedlichen Zeithorizonten als ökonomische Grundtatsachen zu stilisieren und dabei von Gesellschaft zu abstrahieren. Das geht natürlich schief und spricht nur für die selektive Lektüre des Romans. Denn längst bevor Freitag kommt, ist Gesellschaft auf Robinsons Insel präsent, teils als Gebrauchsgegenstände, die mit ihm an Land geschwemmt wurden, teils als schmerzhaft erlebtes Defizit. Gesellschaft, die nicht greifbar ist: Das ist Einsamkeit.

Vormodern einsam ist der Eremit, mit der Ausbreitung der Moderne auch in den Wäldern freilich sinkt sein Ansehen und es artikulieren sich Zweifel an seiner Authentizität. Vielleicht handelt es sich schlicht um einen Säufer – so die Erfahrung von Wilhelm Buschs Herrn Knopp: »hiermit senkt der Eremit sich nach hinten, Knopp entflieht«. Moderne Einsamkeit findet in der Stadt statt. Was macht der Dandy, was macht der Flaneur? Im Wesentlichen: Sie sind allein. Kann man auch zu zweit flanieren? Natürlich geht das. Aber nicht wirklich. Weil man anders angeschaut wird. Dandy und Flaneur sind Städter. Oder haben Sie schon mal einen Bauern flanieren gesehen? »Einsamkeit« ist ein Schlüssel zum Verständnis der Stadt. Genauer: zum soziologischen Verstehen des Verständnisses der Stadt.

Öffentliche Einsamkeit ist die Kunst, derart einsam zu sein, dass es viele merken. Der Begriff wurde geprägt, um die Haltung von Arnold Schönberg zu charakterisieren (Ich verlasse mich hier auf: Heinz Steinert, Adorno in Wien. Über die (Un-)Möglichkeit von Kultur, Kunst und Befreiung. Wien 1989) Schönberg reagierte auf die bitteren Erfahrungen der öffentlichen Ablehnung seiner Musik, indem er Privatkonzerte veranstaltete (bei denen auch Beifall verboten war), für wenige, ausgesuchte Zuhörer. Adorno, der über Jahre Anschluss an den Kreis um Schönberg suchte und fand, übertrug die Position auf den Intellektuellen, von dem er »unverbrüchliche Einsamkeit« verlangt als die einzig noch mögliche Form von Solidarität. Aber diese Haltung hat Kosten. So wie der Künstler vor der misslichen Alternative steht, entweder zu betteln oder sich Großmäzenen

auszuliefern, steht der kritische Theoretiker vor der Alternative: Resignation oder Versuchung durch Macht.

Ein anderer Großmeister der öffentlichen Einsamkeit ist Marcel Duchamp. Seine ihm wichtigsten Arbeiten fanden, miniaturisiert, in einer Schachtel Platz. Nicht mehr als 69 Items sind das. Seine Version öffentlicher Einsamkeit war Reaktion auf den frühen Erfolg und Überlebensstrategie als Migrant. Beruf? »Respirateur« antwortete er einmal. »Das Schweigen von Marcel Duchamp wird überbewertet«, kommentiert Joseph Beuys im Jahr 1964. Was will er uns damit sagen? Egal. Jedenfalls macht er auf das Schweigen von Duchamp aufmerksam, arbeitet an dessen öffentlichen Einsamkeit also mit. Außerdem wird dieser Satz vermutlich genauso überschätzt.

Extremer noch ist Andy Warhol. Warhol gelingt das Kunststück der Paradoxie, die Frage nach dem tieferen Sinn seines Werkes virulent zu halten und zugleich glaubhaft zu kommunizieren, dass schlicht nichts dahinter steckt. Heute erübrigt es sich, nach einer Seite hin Stellung zu nehmen. Denn das Werk Warhols hat diese Paradoxie längst inkludiert.

Öffentliche Einsamkeit klappt dort, wo sie darauf bauen kann, dass Öffentlichkeit schon da ist. Man kann nicht aus dem Stand öffentlich einsam sein. Die Position muss man sich hart erarbeiten. Miles Davis spielte seit den 70er Jahren mit dem Rücken zum Publikum, aber eben: vor Publikum. Bei Schönberg und später bei Horkheimer/Adorno war das viel tragischer. Das wollte erst einmal wirklich niemand hören. Die »Flaschenpost« ist Robinsons einziges Kommunikationsmittel.

Ihr

Georg Vobruba